

www.e-rara.ch

Gottfried Kinkel

Strodtmann, Adolf

Hamburg, 1850-1851

ETH-Bibliothek Zürich

Shelf Mark: Rar 41865

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-90113>

Erstes Buch. Bonn. Februar bis September 1834.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

Erstes Buch.

B o n n.

Februar bis September 1834.

Erstes Buch.

U n d

Verzeichniß der Bücher

1.

Nach langanhaltendem Thauwetter hatte es heute zum ersten Mal wieder scharf gefroren. Trotz der freundlich herabstrahlenden Wintersonne lag noch der über Nacht gefallene Reif auf den meisten Dächern der Universitätsstadt und glitzerte lustig im Widerschein in tausend und abertausend funkelnden Eisperlen. Eingemufft in ihre wärmenden Schanzläufer benutzten die Bonner Philister das klare Frostwetter, um mit ihren Frauen und Kindern nach Kessenich oder Eudenich hinauszutrippeln, wo die Männer dann bei einem Spezialrothen Uhrweines vergnüglich ihre kurze Holzpfeife anzündeten, während ihre Ehehälften sich in dem platten rheinländischen Dialekt über die kleinen Schwächen und Eigenheiten ihrer Nachbarn unterhielten.

Eben schlug es vom Rathhaus drei Uhr und gleich darauf folgte die Uhr des Universitätsgebäudes mit monotoner Geschäftigkeit. Hastig flog die Magd des wohlgenährten Pedellen über den Flur, um durch das Läuten der großen Universitätschelle die armen Studenten aus der Haft eines langweiligen Collegiums zu

erlösen. Nicht lange dauerte es, so bewegten sich die hagern Professorengestalten mit abgemessenem Schritt aus den geöffneten Thüren der Hörsäle, und ihnen nach drängte sich der Schwarm fröhlicher Studenten, die mit ihren blauen, weißen, rothen oder grünen Mützen bunt durch einander wimmelnd dem Ausgange zueilten. Die meisten der besreiten Musensöhne ließen sich durch die heitre Winterluft zu einem Spaziergange vor's Thörchen verlocken, wenn sie nicht ein zweites Colleg mit seltner Gewissenhaftigkeit an das dröhnende Hinwandeln durch die Hallen gefesselt hielt, und bald war die Poppelsdorfer Allee und der Hofgarten von dem scherzenden Gespräch der muthwilligen Universitätsjugend erfüllt.

An den verschiedenen Gruppen vorbeigehend wandelten zwei Freunde Arm in Arm vorwärts, offenbar in ernstere Betrachtungen vertieft, als die Uebrigen. Sie trugen nicht, wie die Andern, farbige Mützen und verbotene Bänder unter den engzugeknöpften Winterröcken, sondern die einfache Tracht der Theologen, ohne daß ihr offenes Gesicht jenen Zug von Mißmuth und Stumpfsinn zeigte, der sich meist so weltverachtend auf den hagern und abgestorbenen Gesichtern der Theologie Studierenden ausprägt und namentlich den katholischen Geistlichen mit wenigen Ausnahmen ein so finsternes Aussehen verleiht. Der Eine dieser Jünglinge war ein Sohn des Oberschulraths Zeller aus dem Würtembergischen, dessen Familie sich damals am Rhein aufhielt, während der Sohn seinen Studien oblag. Sein Freund, eine lange schlankaufgeschossene Gestalt,

wies ein seltenes Ebenmaaß der Gesichtszüge, die aber noch nicht fest genug ausgeprägt erschienen, um vollkommen schön heißen zu können. Er war ein Sohn des Predigers Kinkel aus Oberkassel, der, seit Kurzem auf seinen Wunsch seines Amtes entlassen, mit seiner Familie nach Bonn gezogen war, um dort, von seinen Geschäften befreit, seine letzten Tage in Ruhe zu verleben. Der junge Gottfried studierte, wie sein Freund, evangelische Theologie, und hatte sich durch Fleiß und Frömmigkeit die Achtung seiner berühmten Lehrer erworben. Denn um die junge Universität kräftig zu heben, hatte die preussische Regierung für eine tüchtige Besetzung der verschiedenen Lehrstühle zu sorgen gewünscht, und auch die evangelisch-theologische Fakultät war, was die wissenschaftliche Fähigkeit betraf, in den Professoren Rihsch, Sack und Bleek würdig vertreten, wengleich diese Männer neben den ihrigen keine neuen Ansichten duldeten und besonders dem Aufkommen jüngerer Amtsbrüder oft hindernd und partheiisch in den Weg traten.

Gottfried, den jedes absprechende Urtheil schneidend berührte, war auch heute verstimmt und düster. So eben hatten die Freunde ein Colleg verlassen, in dem der Herr Professor lieblos die Bestrebungen der neueren Philosophie herabgewürdigt, und dadurch dem selbstständigen Forschen seiner Zuhörer die Schranke eines Vorurtheils in den Weg zu legen gesucht hatte. Diese waren gerade in jenem Semester größtentheils ziemlich geistlose Jünglinge, und das sah man schon dem Ausdruck ihrer nichts sagenden Gesichter an.

So eben gingen an unsern Freunden ein paar solcher Bursche in braunem Frack mit lichtblauen Ueberrocken vorbei, die sichtbar durch äußern Glanz die innere Leere ersetzen wollten. Gottfried ließ sein braunes, düsterflammendes Auge ihnen nachschweifen, und sagte halb ärgerlich, halb scherzend:

„Sieh Dir doch 'mal diese patenten Herrchen an! — Gestern hatte ich meinen Spaß mit ihnen, indem ich, um doch einmal ein Urtheil von ihnen zu hören, den Hegel vertheidigte. Sie starrten mich an, als sei ich ein Meerungeheuer, und plapperten allerlei abgeriffene Sätze aus dem letzten Colleg her. Sagt ihnen der Herr Professor: Der Hegelianer Marheineke in Berlin ist ein Flachkopf, so sagen sämtliche Herren Studenten, also wohl zehn Flachköpfe, ihm nach: Ja wohl, Marheineke ist ein Flachkopf. Dies Geschlecht vergeht auch nicht, es müßte denn ein Krieg kommen. Der ließe doch wenigstens einmal kräftigere Laster und Leidenschaften hervorbrechen, und eine offene Wunde ist leichter zu kuriren, als eine verborgene Eiterbeule, die beim Drücken einen dumpfen Schmerz hervorbringt. Nur kräftige Mittel können unserm verschlammten Zeitalter wieder aufhelfen!“

„Eine neue Sündfluth, und Du als Noah in zweiter verbesserter Auflage! Nicht wahr?“ entgegnete Jener in spöttischem Tone.

„Paul! Du willst mich mißverstehen,“ sagte Gottfried etwas gereizt. „Ueber diesen Punkt, denke ich, haben wir oft genug gesprochen, und Du weißt, daß ich meine Ideen über Wahrheit und Freiheit nicht von Dir verspotten lasse.“

„Ich weiß, daß Du ein Schwärmer bist, der niemals gewußt hat, Was Wahrheit und Freiheit ist. Glaube mir, dergleichen hochklingende Redensarten nehmen sich im Munde eines achtzehnjährigen Jünglings komisch aus, und oft haben mein Vater und ich über Deine Begeisterung für unklare Begriffe im Stillen gelächelt.“

„O Du Mann von 22 Jahren!“ versetzte Jener vorwurfsvoll, indem er seinen Blick auf Paul's Gestalt musternd ruhen ließ. „O Du hohe männliche Reife des Verstandes, der nicht weiter sieht, als daß aus Korn Brod gebacken wird! Freilich hausbackenes Brod! Mögt Ihr Euch doch ewig über die Idee stellen, Ihr, die Ihr nie so ein Ding gehabt habt!“

„Ich habe Dich nicht beleidigen wollen,“ wandte Paul freundlich und begütigend ein, „ich kenne ja die Reinheit Deines Willens; aber es schmerzt mich, daß ein so herrliches Feuer in unklaren Bestrebungen versprüht, und ich dringe deßhalb auf den Begriff. Sprich: Was ist Wahrheit?“

„Mag sein, daß ich noch nicht Alles streng wissenschaftlich aussprechen kann, was ich so warm im Herzen fühle. Du aber, mein lieber Pontius Pilatus, stehst mit Deinem: *Τι ἐστιν ἀλήθεια*; noch ganz auf dem heidnischen Standpunkte, zu dem ich Dir viel Plaisir wünsche.“

Paul spielte zu Zeiten gern den Altflugen und Verständigen, war sonst aber Nichts weniger, als ein kalt berechnender Verstandesmensch. Sein Herz schlug vielmehr glühend für Freundschaft und jedes edlere

Gefühl, und er suchte eine fast überschwängliche Weichlichkeit des Gemüthes nur gern unter der Maske großer Entschiedenheit und Reife zu verbergen. Hatte er sich jedoch im Eifer des Gespräches in falsche Behauptungen hineingeredet, so bestand er für den Augenblick hartnäckig auf dem einmal Ausgesprochenen. Der um reichlich drei Jahr jüngere Kinkel war ihm an Geist überlegen, und gerade deßhalb suchte er ihn vielleicht manchmal an seinen Schwächen zu berühren. So blieb er auch diesmal bei seiner Frage stehen, und sagte triumphirend:

„Also der kluge Held weicht der mißlichen Antwort aus, und zieht sich auf seine Luftschlöffer zurück? Guten Fahrwind für Deinen Reiseballon!“

„Willst Du denn absichtlich meine Selbstständigkeit und Gesinnung verkennen, willst Du mir rauben, Was mir das Theuerste ist, mein Bewußtsein, stets das Licht angestrebt zu haben: — ei nun, so bleibe Du Sklave, und ich will mich meiner Freiheit rühmen und freuen!“

Der kleine Zank der beiden Freunde hätte sich vielleicht noch lange fortgesponnen, wenn nicht ein lauter Schrei in der Nähe plötzlich ihre Aufmerksamkeit von ihrer Unterhaltung abgelenkt hätte. Eine Schaar leichtsinniger Kinder hatte sich auf das noch schwache Eis des Poppelsdorfer Weihers gewagt, und drei Jungen waren so eben eingebrochen. Alles strömte rasch dem Orte zu, wo das Unglück geschehen war.

Die Kinder hatten sofort die gefährliche Eisdecke verlassen und umstanden lärmend den Platz. Von

den Erwachsenen wagte sich Keiner auf die zerbrechliche Kruste, um den Ertrinkenden zu helfen. Gottfried übersah schnell die Gefahr, und warf seinen Rock einem der müßig schreienden Gaffer zu. Dann legte er sich mit dem ganzen Leibe platt auf das Eis und schob sich behutsam, so rasch er vermochte, in möglichst horizontaler Lage vorwärts. Paul folgte seinem Beispiel, indem er sich mit den Händen an die Füße seines Freundes anklammerte, um ihn vor der Gefahr des Ertrinkens zu sichern. Zwei der Eingebrochenen suchten erfolglos an der immer weiter abbröckelnden Eisdecke emporzuklimmen, während der dritte schon dem Versinken nahe war. Gottfried ermahnte sie vergebens, sich ihm nicht zu rasch zu nähern, damit er zuerst ihren bedrohten Kameraden heraufziehen könne; Jeder dachte nur an die eigne Gefahr, und so blieb unserm jungen Helden Nichts übrig, als zuerst einen der beiden Schreier auf die Fläche emporzuheben.

Möglichlich versank der Eine in die Tiefe. Es galt rasche Entschlossenheit. Gottfried rief befehlend: „Laß meine Füße los!“ und glitt in die Wacke. Es gelang ihm, das noch einmal auftauchende Haupt des Knaben zu ergreifen, und denselben auf's rettende Eis zu schaffen. Paul hatte mittlerweile den dritten Burschen gerettet, und nur sein Freund schwamm noch auf dem Wasser, vergeblich nach einer Stelle umschauend, wo er sich hätte emporschwingen können. Paul reichte ihm zu verschiedenen Malen die Hand, aber stets brach das Eis weiter ab, wenn sich Jener mit leisem Bemühen hinaufarbeiten wollte. Endlich brachte man eine

Leiter aus dem nahen Wirthshause herbei, mit deren
 Hülfe Gottfried die Eisdecke erklimm, und nun auf
 dieselbe Weise, wie zuvor, in liegender Stellung an's
 Ufer rutschte. Die Todtenstille der harrenden Menge,
 welche das kühne Wagniß der beiden Jünglinge be-
 gleitet hatte, und nur durch einen freudigen Zuruf
 war unterbrochen worden, so oft sie Einen der drei
 Eingebrochenen gerettet auf das Eis gehoben sahn,
 verwandelte sich jetzt in ein jauchzendes Beifallrufen,
 und Jeder beeilte sich, den beherzten Studenten zuerst
 die Hand zu drücken, die sich ohne weitere Rücksichten
 jubelnd in die Arme fielen, und sich, im Bewußtsein
 einer froherfüllten Pflicht der Menschlichkeit, ihrem
 Gotte dankend, dem ihnen nachfolgenden Schwarme
 hastig und abwehrend entzogen.

2.

Etwa vierzehn Tage nach dieser Begebenheit, zu Ende Februar 1834, saß der Student Kinkel einsam auf seinem Zimmer. Träumerisch heftete er seine Augen auf ein Blättchen Papier, das er mit dem Ellbogen des linken Armes, auf den er sein Haupt stützte, festhielt, indeß die rechte Hand mit flüchtiger Hast einige Zeilen hinwarf. Dann erhob er sich plötzlich aus seiner nachdenkenden Stellung, öffnete das Fenster, und las, indem die frische Morgenluft des milden Wintertages seine brennende Stirn kühlend ansächelte, folgendes Gedicht:

„Knabe war ich, und ich wußte nicht,
Was da schön sei oder häßlich sei; —
Aber wenn ich las ein schön Gedicht,
Aber wenn ich sah ein schön Gesicht,
Hämmerte das Herz in schnellern Schlägen,
Thät es unbekannt in mir sich regen,
Meint', es wäre Kindeständelei.

„Sezo weiß ich schön und häßlich wohl,
Herzlein sagt mir's und Philosophie,
Weiß auch, Was man innig lieben soll; —
Lieb' ich's nun — ei, ist's denn gar so toll? —
Hämmert mir das Herz in schnellsten Schlägen,
Thut die Sehnsucht in der Brust sich regen:
's ist wahrhaftig nicht mehr Tändelei!“

„Ach, lieber Gottfried!“ erscholl plötzlich die Stimme Paul's, der, unbemerkt von seinem Freunde, während des Vorlesens der letzten Strophe eingetreten war, „Alles ist nun aus! Lieb' ist vorbei, Freundschaft vorbei, vorbei der ganze Traum einer kurzen Stunde! Vater sagte mir eben, daß wir in sechs Wochen alle nach Württemberg zurückreisen.“

„O du selige, fröhliche Jugendzeit!“ hauchte der junge Dichter schmerzlich vor sich hin. „Arme Elise, armer, armer Gottfried!“

„Wir haben lange mit einander geweint, meine Schwester und ich,“ erwiderte Paul.

„Geweint?“ fragte Jener hastig. „So liebt Deine Schwester mich?“ — „Doch nein,“ setzte er traurig hinzu, „Wer müßte denn nicht weinen, wenn er dem Rhein Ade sagen soll? Ach, ich bin ja nicht liebenswürdig, um mich wird sich Keiner abhärmen!“

„Pfui, Gottfried! Wie magst Du so reden?! Ist das Deine gepriesene Treue und Standhaftigkeit? Du würdest vor Schaam in die Erde sinken, wenn Du wüßtest, was Elise heut' Morgen ausrief, als ich ihr die furchtbare Nachricht mittheilte.“

„O sprich! Was war's?“

„Nein, jetzt sage ich Dir's nicht. Du hast das mit Deiner Kleingläubigkeit nicht verdient. Zieh' Dich lieber an, und komm mit in's Freie!“

Gottfried, der das Wahre in dem Vorwurfe des Freundes fühlen mochte, warf sich in seinen Rock, und ließ sich schweigend von Paul hinausziehen.

Seine Liebe zu der schönen Elise Zeller war nicht die erste, welche in dem jugendlichen Herzen aufkeimte. Er hatte schon zweimal geliebt, aber es war mehr ein stürmischer Rausch seines leicht erregbaren Gemüthes gewesen, das sich in seiner kindlichen Unerfahrenheit und Frömmigkeit leicht durch einen Blick, ein Wort oder ein Zeichen entflammen ließ. Und doch hatte er Eines dieser Mädchen treu im Stillen geliebt, bis ein Anderer sie zum Altar führte. In der Geistesfessel einer starren Orthodorie und blinden Gottvertrauens erzogen, war hinterdrein die nagende Pein der Neue in ihm aufgestiegen, und er hatte jene Jugendliebe als eine sündige verdammt, weil nicht Gott, sondern Gottes schöne Creatur das Ziel seiner Sehnsucht gewesen. Da lernte er die liebenswürdige Schwester seines Freundes kennen, und nun wandte sich die reinste Gluth seiner frommen Seele ihr in platonischer Liebe zu. Er sah in ihr nur das Göttliche, das klare Krystall, welches den Thau des Himmels umschloß und wiederstrahlte, und seine schwärmerische Hingabe an ein unverdorbenes Gefühl trug eher den Charakter einer inbrünstigen und andächtigen Gottesverehrung, als einer trunkenen Jünglingsliebe.

Der Schlag, der ihn durch den bevorstehenden Abschied der Zeller'schen Familie traf, war kein unvorhergesehener. Außerdem lag es in seinem Plane, zu Ostern des Jahres die Berliner Universität zu beziehen; allein die steigende Kränklichkeit seiner Mutter rückte seine Abreise von Bonn in fernere Zeiten hinaus, und so hatte er gehofft, noch den Sommer mit der

Familie seines Freundes und seiner Geliebten zubringen zu dürfen. Auch gab er sich gern dem Gedanken hin, daß diese Verlängerung seines Aufenthaltes im elterlichen Hause sein Verhältniß zu Elisen fester begründen und vielleicht gar für die Ewigkeit knüpfen werde. Jetzt sah er mit Einem Mal alle seine Pläne zertrümmert, und bedurfte Zeit, um seine innere Ruhe und Besonnenheit wiederzugewinnen. —

Arm in Arm wandelten die Freunde hinaus vor das Coblenzer Thor, und lenkten ihre Schritte auf den alten Zoll, von wo man eine herrliche Aussicht auf das rechte Rheinufer und das Siebengebirge genießt. Schweigend lehnten sie sich auf die Brüstung der hohen Bastei, die in vergangenen Jahrhunderten einen Theil der Befestigungswerke ausmachte, und betrachteten die herrliche Landschaft, die sich zu ihren Füßen hindehnte. Etwas rheinaufwärts von dem gegenüber liegenden Beuel zeigte sich ihnen auf dem Finkenberge Foveaux' Häuschen, wohin sie oft an schönen Sommermittagen gewandert waren, dann Oberkassel, Kinkel's Geburtsort, wo ihnen in dem freundlichen Lehrer Karl Sartorius ein lieber Freund lebte, und dann das mächtige Siebengebirge mit der tannenumkränzten Wollenburg, dem steilabshüßigen grauen Drachenfels, der kleinen Peterskapelle, dem hohen Delberg, der verfallenen Löwenburg und den übrigen Berghäuptern. Drunten aber floß ruhig der dunkelgrüne Rhein, und trug auf seiner purpurfarbnen Fluth noch einzelne abgeriffene Eisblöcke dem fernen Weltmeere zu, die vielleicht an Norwegens fremder Küste

landen und dort an den unwirthlichen Felsenscheeren, einen Gruß von den rebenumkränzten Rheinbergen bringend, im Spätsommer zerschellen.

Lange starrten die Beiden in den mächtigen Strom, und ließen nebelhafte Bilder der Zukunft ihrer Seele vorübergleiten. Mit dem Zeller'schen Hause schied für Gottfried die Liebe und Freundschaft, mit dem eignen die Heimath, und es ahnte ihm, er werde wohl nie wieder heimisch werden, es sei denn am eignen Heerde. Dies Gefühl der Wehmuth, wie es an dem klaren und milden Morgen an der Seite des Freundes so scharf und gewiß die Seele durchschnitt, preßte ihm Thränen aus und krampfhaft hielt er Paul's Hand in der seinigen umfaßt. Er gedachte seiner Kindheit und jeder schönen Stunde, die er mit dem Freunde und der Geliebten durchlebt, und nun erschien es ihm Alles wie ein Traum, den der erste Hahnenruf mit dem Erwachen verscheuchte.

Hoch aber schwoll ihm wieder die Brust, als die Sonne prächtig die weißen Abhänge des Drachensfelsens vergoldete, und die Rheinfluth wiederstrahlend den funkelnden Morgenglanz auffing. Leise ließ er die Hand des Freundes fahren, und legte sie ihm auf die Schulter.

„Nicht wahr,“ fragte er ihn, „die Nacht ist schön in ihrer traumhaften Ruhe und Liebesfeier? Schön war's, wenn wir uns im leichten Fischerkahn auf dem sanft hinströmenden Flusse forttragen ließen, und den Blick zu den Sternen empor sandten, die über den Wipfeln der Bäume lächelnd hernieder-

blinkten: — aber, Paul, sieh' dorthin — er deutete auf die magisch beleuchteten Berge — der Tag ist doch schöner!“

„Ach nein, Gottfried, das Erwachen aus der Kindheit ist traurig!“

„Gewiß wehmüthig genug; aber es ist ja das Licht, das uns aus dem Dunkel erweckt. Darum hinaus in die ringende Welt, daß sich die reine Seele kecklich im klaren Sonnenschein spiegele! — Das Kindesverhältniß ist so süß, und klingt uns noch so bezaubernd wie ein Grundton durch die ganze Seele hindurch: — aber Wer wollte sich nicht freuen Mehr zu sein, Mann zu sein? Die Hand auf's Herz, sage mir, Paul, möchtest Du Deinen Schatz von Wissen, die Tiefe und den Umfang Deines Gemüthes dahingeben für die Genüsse eines Alters, das nun doch wieder vorwärts strebt, doch nicht glücklich ist, weil andre Menschen größer, selbstständiger sind? Gäbest Du Deine Freundschaft für das Gefühl der unbedingten Abhängigkeit von den Eltern? Deine Erfahrung und schmerzliche Weltüberwindung für den unentwickelten Verstand, die ungeprüfte Unschuld des Kindes? Wahrlich nein! ich möchte keinen Tag jünger sein, ich möchte nicht noch einmal die seligen Tage des Ideals von Freundschaft und Liebe erkaufen mit dem Verluste der Erfahrung, daß mich ein Freund betrogen und die Geliebte verlassen hat. Hinaus denn und, dem jungen Adler gleich, selbst die Schwingen versucht! Auf zur höchsten Höhe, zur nächsten Nähe der Geisterpersonne! Brausen wird um mich der Sturm, aber im Ausschauen

zum ewigen Lichte wird er meine Geisteskraft nicht lähmen: schauern werd' ich vor dem wogenden Meer in meiner Brust, aber festhalten in dem elektrischen Kreise, aus dem Leben und Gesundheit strömt, glauben an Gott und ihm vertrauen, aufblicken zu Christi Kreuz und den Geist wirken lassen an meinem Herzen! So mag denn jedes Band sich lösen, das mich fesselt an die Erde! Scheide die Freundschaft — ich finde einen Bruder in dem Heilande; scheide die Liebe — der Glaube sei meine Braut; scheide die Schwester-treue — ich bin kommen zu der Gemeinde von viel tausend Gerechten! Hinaus denn, mein junges Herz, und lerne allein sein mit deinem Gotte, und ringe mit ihm, bis daß du ihn bezwingest, und er dir einen neuen Namen gebe, den heiligen Israel, den Niemand weiß, denn der ihn empfänget! — Sei mir gegrüßt, du herrliche Morgen-sonne, Bild meiner erwachenden Seele!“

Die letzte Hälfte dieser Betrachtung hatte Gottfried mit erhobener Stimme und glühendem Antlitz gesprochen. Er schien die Gegenwart seines Freundes vergessen zu haben, den sein verklärtes Auge erst jetzt wieder bemerkte, und der ihn voll edler Rücksicht in seinen begeisterten Ausrufen nicht unterbrochen, sondern seinem lautgewordenen und entfesselten Denken ernst zugehört hatte. Paul vermochte kaum so rasch von dem Gefühl des Schmerzes sich loszureißen, als Jener, der mit einer wunderbaren Schnelligkeit des Gedankens auch seine Gefühle zu beherrschen oder wenigstens rasch zu verwandeln verstand. Erst die Traurigkeit, die noch

immer auf den Gesichtszügen des Freundes ruhte, erinnerte Gottfried an den eignen Kummer, den der Flug des Gedankens verschleucht hatte. Wehmüthig lächelnd sah ihn Paul mit dem treuherzigen Auge an, und sprach: „Du hast doch ein stärkeres Herz in der Brust, als ich, und wirst mich wohl überflügeln, — aber laß mich Deinen Freund sein — auch in der Ferne!“

Fröhlich schlug Gottfried in die dargebotene Hand ein, und erneuete den alten Bund. Fröhlich aber tanzten die weißen Sonnenlichter auf dem krausen Gewässer, fröhlich segelten die flockigen Wolkenzüge durch die blaue Luft, und fröhlich sang die erste Lerche ihr grüßendes Lied aus dem Wipfel der kahlen Rothbuche, während ein vorwichtiges Schneeglöckchen bereits den neuen Frühling einläuten zu wollen schien, der doch noch fern war. Aber wo sich zwei gute Menschen begegnen, da freut sich auch die Natur, und sendet ihnen durch Frost und Winter ahnend ihren Maisegen in's Herz.

3.

Das einfache Wohnzimmer der Kinkel'schen Familie war heute festlich mit Blumen und Guirlanden geschmückt. Gottfried und seine Schwester Johanna hatten die Mutter zu ihrem Geburtstage freudig überrascht und sie befand sich wohler, als seit langer Zeit. Dankend schloß sie die geliebten Kinder an's Herz und ihre meist strengen Züge hatten einen herzlichen Ausdruck angenommen. Obgleich Gottfried am vorigen Abend erst nach 10 Uhr in's Haus gekommen war — und das rechnete man ihm sonst als ein gewichtiges Vergehen an — hatte die Mutter doch heute für ihn kein Wort, keinen Blick des Vorwurfs, und selbst die finstre Schwester erinnerte ihn nicht, wie sonst, an seine „Schuld,“ ihn zur ernsthaften Reue ermahnend. Die Mutter hatte an diesem Morgen besonders inbrünstig für ihre Kinder gebetet und reichte Gottfried jetzt ein kleines Papierstreifchen, auf das sie einige Zeilen aus Pfarrer Hasenkamp's Briefen abgeschrieben hatte.

Der junge Student las die geheimnißvollen Worte: „Wenn nun eine Mutter Gott keine Ruhe

„läßt, dann läßt Gott auch ihren Kindern keine Ruhe.
 „Er läßt sie in Nichts in der Welt Frieden oder
 „Freude finden. Wo sie auch hin- und herrennen, sie
 „finden nicht, Was sie suchen, sie leiden von ihren
 „Begierden heiße Noth, und die Noth lehrt sie dann
 „beten.“

„Siehe, mein Kind,“ sagte dann die Matrone, welche gleich der Mutter des Heilandes Maria hieß, „der Mann hat Recht; ich habe vielleicht bisher zu viel für Dich vor dem Throne des Ewigen gefleht, daß Du nicht in Sünde und Anfechtung fallest; aber nun bist Du ja selbst groß genug, um zu wissen, Was zu Deinem Frieden dient, und ich muß Dich der eigenen Leitung überlassen.“

Gottfried, der bisher gewohnt gewesen war, von seinen Eltern und mehr noch von seiner Schwester als ein großer Sünder betrachtet und behandelt zu werden, und der sich in Folge dieser weltverachtenden Erziehung auch stets als einen solchen geglaubt hatte, fand keine Antwort auf diese Anrede. Weinend warf er sich an die Brust seiner Mutter, und bat sie, doch auch ferner ihm in dem Kampfe mit der Sünde beizustehn, und mit ihm zu Gott um Kraft und Hülfe für seine jugendliche Schwachheit zu flehen. Aber sie verwies ihm strafend seine Zaghaftigkeit, und so ging er wunderbar bewegt auf sein Studierzimmer.

Lange saß er dort, in ernste Gedanken versunken, und starrte in das lustig aufflackernde Feuer des alterthümlichen Kamines. Endlich sank er in der Mitte des Zimmers auf die Kniee, faltete die Hände und be-

wegte betend die Lippen, indeß sein Auge durch's Fenster in das blendende Sonnenlicht hinaufblickte. Eine ziemliche Weile verharrte er in dieser Stellung, und sein schönes von schwarz dunklem Lockenhaar umwalltes Antlitz strahlte allmählig im Scheine der rosigsten Berklärung. Dann erhob er sich neubelebt, und schrieb folgende Selbstschau in sein vor Kurzem begonnenes Tagebuch:

„Gott, ich erkenne dich!

„Ich erkenne dich als den Gewaltigen, der das Leben des Menschen vernichtet, damit es herrlicher aufblühe, der uns hilft im Kampfe mit der Welt, daß wir die Frucht des Sieges erringen! Löse sich denn Schmerz und Freude in Eine Empfindung, und die Empfindung sei Glaube! Ganz will ich mich versenken in den Gedanken: Gott ist, und (Gott, dir dank' ich's) er ist mein Gott! —

„Wie oft habe ich nicht die Israeliten bitter getadelt, daß sie, die so oft die göttliche Gnade erfahren, immer wieder, von Jehovah sich abwendend, in Abgötterei verfielen! Aber siehe, Was die Menschheit thut, ist nur Spiegel des Einzelnen, ihr Ringen nach Wahrheit ist dem des Einzelnen specifisch gleich, aber ihr Thun, ihre Sünde ist auch des Einzelnen Sünde. Ganz das Leben jenes Volkes ruht auch in mir, nur nicht sinnlich, sondern vergeistigt. Denn ich bin Mensch und stehe der Menschheit meiner Zeit und ihrem Bewußtsein gleich. Mit der Ueberströmung des sinnlichen Gefühls begann mein Abfall von Gott und immer tiefer, tiefer ging's hinab in den lockenden Abgrund.

Aber das Hinabreißen entfernte mich immer weiter von dem ewigen Lichtquell, und, ach, zuletzt drang kein Strahl mehr durch, der mich erwärmt und erleuchtet hätte! Und während ich rechts und links mich verbreitend in der düstern Materie schaffte und wirkte, verlor mein Streben die Spannkraft nach Oben. Lockend stieg ein Gebilde vor mir auf, eine Liebe, die mir fern lag, und darum in einen täuschenden Schimmer gehüllt war; an ihr wollt' ich mich emporrichten, aber — sie verstieß mich und die Erinnerung eines Bildes, das die Zeit immer mehr verlöschte, vermochte nicht gegen die reizenderen, immer frischen und neuen Gebilde einer heißen Phantasie anzukämpfen. Aber nun endlich, da ich, dumpf und ruhig, mein ödes Wühlen in der Finsterniß fortsetzte, da erschien, von Gott gesandt, ein Mensch — Was kann ich mehr von ihm sagen?! Aus dieser von göttlicher Kraft elektrifirten Maschine sprang ein zündender Funke in mich über, der durch einen schmerzhaften, zuckenden Schlag mein Haupt emporrichtete — und, Heil mir, noch sah ich fern über mir die Sterne leuchten und tröstend strahlte ihr Schimmer auf den verirrtten Wanderer hernieder. Die Bahn war gebrochen, — Freiheit, Lebensluft! Der Geist stieg empor, und rüttelte an den Thoren des Himmels, aber die Sinne waren noch befangen in den Irrgängen der Sünde und Schwachheit. Und, Weh' mir, der Geist vermochte sie nicht zu bezwingen! Der Freund mußte mich verlassen, und zum zweiten Mal verlor meine Seele durch die Lockung einer Liebe die Kraft, weil sie nicht mehr festhing an

dem, von dem alle Kraft ausgeht. Durchbrochen war nochmals der Damm, und, ach, die Fluthen wogten wieder zertrümmern über alle Gebiete des Lebens hin! Auch meine zweite Liebe war vergänglich, und zwei Mal hatte ich mich getäuscht, weil nicht Gott, weil ich selbst geliebt. So konnte mich auch diese Liebe nicht versöhnen. Furchtbar war ich zerstört, als ich meine Hoffnung einmal aus dem Grabe gerettet, nun aber gänzlich zerschmettert sah. Gott, du weißt, wie schwer diese Zeit gewesen, wie sie mich gedrückt hat. Aber du sandtest deinen lichten Engel, der meinem Geiste zurief: Erwache, der du schläfst! Beginne neu den Kampf, und mit meiner Hülfe mußt du siegen! Auf, du träumender Jünglingsgeist, das Schwert ergriffen, und wacker gekämpft!

„Gott! Dank für diesen Ruf, er hat mich gerettet! Der Geist erkannte, daß er mächtiger sei, als das Fleisch, und da er es erkannte, war er es auch!

„Hier stehe ich auf der Grenze des Kindes- und Mannesalters, — und ich stehe rein da! Rein durch dich, Herr Jesu Christ, durch dich geheiligt, durch dich gerechtfertigt. O Christ, lässest du mich wieder sinken? Ist das Gefühl noch nicht lebhaft genug in mir, daß nur du, Gott, den Menschen bewahren kannst? Diese Erfahrung gehe denn mit mir, die ich in meinem ganzen Knabenalter mir gewonnen, daß ich aus mir selbst Nichts vermag, aber daß Gott stark ist in den Schwachen, — sie begleite mich auch in's Mannesalter!

„O Kindheit, lebe wohl mit deinen Träumen von Glück und Unglück! Ich bin Mann, und statt des

ungewissen Ringens steht klar vor mir ein Lebensziel da: — Wirken für Gott! — Nicht für Gott — Was bedarf Gott? — aber für meine Brüder, indem ich sie an sein Herz führe!

„O Gott, du bist gut! Und wenn auch die Ketten, ehe dein Arm sie zerriß, mich wund gerieben, bald sind die Wunden verharscht, und werden selbst auch dem spähenden Auge verschwinden!

„Herr Gott, ich beuge mich vor dir! Ich trete nun ein in das volle, schöne und reiche Leben — Dank dir, daß es mir noch so erscheint! Und ich trete ein mit hoher Stirn, hellem Sonnenauge, Kraft des Leibes und Heiterkeit der Seelenkräfte. Dank dir, mein Gott, heißen und stammelnden Dank!

„Eine neue Liebe hat sich ihren Tempel in meiner Brust gegründet. Gib mir ein Zeichen, Herr, ob ich nach deinem Willen gethan! Wo nicht, so wähle du für mich. Verzeih's, o Vater, verzeih dem Kinde, das nach Spielsachen greift, statt an deinem Worte, und in deiner Liebe zum Manne zu erstarken! Mein Herz blutet. Doch Herr, ich sprech' es aus: Gib mir Kraft, deinem Befehle zu folgen, und wenn mein ganzer süßer Liebeswahn dabei zerstreuen müßte; denn nicht um Meinetwillen bin ich da, sondern um dir zu dienen, der aller Wesen Zweck und Ursprung ist! Dir soll ich zuführen die andern Brüder, und nur du weißt es, wie dies geschehen wird. Muß ich denn meine Elise verlieren, so will ich's ansehen als Güte von dir; — ist es aber möglich, so gehe dieser Kelch an

mir vorüber! Doch, Vater, nicht mein, sondern dein Wille geschehe!

„Herr! laß mir deine Hand! Führe sie mich durch düst'rer Waldung Todesschatten oder über buntlachende Fluren: — es ist ja doch Ein Ziel, und zuletzt immer glücklich die Seele, die sich badet im Strahl deiner ewigen Sonne! Auch in der Ferne glänzen die Himmelslichter, und über den Pol hinaus neue blizendere Sternbilder, auch gute Menschen giebt es überall, und, Was mehr noch, als dieses, du, Gott, bist allgegenwärtig! Cedere nescius, wo dieser Fels unten liegt!

„*Δός μοι, ὄπου στῶ, καὶ κινήσω τὸν κόσμον!*
Dieser Hebeupunkt außer der Erde ist der Himmel! Zu ihm hinauf! Dorthin das Leibesauge gerichtet, und gestärkt in der reinen Bläue! Dorthin den Geist gesendet — höher, als der Nar gegen die Sonne steigt — über Sonne und alle Himmelslichter hinaus zum Vater des Lichtes! Auf und hinaus, spanne, mein Geist, Flügel und Sehkraft! Durch! Immer auf den Mittelpunkt, recht auf Gottes Herz! Laß die Natur, den unreinen, vom Hauche der Sünde angeflogenen und vom Rost der Verbildung zerfressenen Spiegel des göttlichen Wesens: — spiegele Gott in dir selbst, und schau' ihn in dir dein! Der Geist ist das einig polirte Metall, das ohne Flächen und Winkel das göttliche Ebenbild rückstrahlt, sobald erst die Buße das Metall geläutert, das Feuer des Glaubens es geschmelzt und die göttliche Gnade es wieder geglättet hat!

„Sphärenton, wann vernehm' ich dich?“

Nachdem Gottfried diese Gedanken niedergeschrieben, fühlte er sich wunderbar gestärkt. Er glaubte jetzt zu verstehen, Was seine Mutter mit jenem räthselhaften Ausspruch gewollt, den sie für ihn aufgeschrieben. Stürmisch flog er die Treppe hinab, drückte einen innigen Kuß auf ihre Lippen und eilte dann zu Paul, um vor dem Mittagessen noch mit ihm einen vertraulichen Spaziergang zu machen, und seine hohen Gottesgedanken in das theilnehmende Herz des Freundes auszuströmen.

4.

Gottfried Kinkel war für sein jugendliches Alter auffallend ernst und in sich gekehrt. Das äußere Leben ließ ihn nicht kalt, aber er war gewohnt, es in mißverständener Frömmigkeit als eine gefährliche Lofung zur Sünde anzusehen und deshalb von sich zu stoßen. Nicht immer gelang ihm das jedoch, und dann ergriff ihn plötzlich Reue über seine vermeintliche Sündhaftigkeit, er betete einsam zu Gott auf verlassenem Felde, oder er bat den Herrn auf seinem stillen Kämmerlein um die Kraft der Weltüberwindung. So fand er leicht für den Augenblick den gesuchten Frieden in hingebender Frömmigkeit und fiebernder Beschäftigung wieder; allein der Verkehr mit den sorgenloseren Kameraden führte ihn gar leicht in die Versuchung zurück, seine Freuden in heiter geselligem Lebensgenuß zu finden. Dazu kam ein glühender Schöpfungstrieb der Phantasie, der ihm lachende Blumen vor die Seele zauberte, in deren farbigen Blüthenkelchen er gern webte und lebte. Gelang es ihm, seine Dichtungskraft auf religiöse Gegenstände zu lenken, so fühlte er sich gereinigt von dem verhaßten Einwirken der Materie,

aber es ließ sich der Phantasie nicht wohl ein bestimmtes Gebiet anweisen, und bei einer so regen Geistes-thätigkeit war es leicht erklärlich, daß Gottfried seine Stimmung häufig an Einem Tage mehrmals wechselte. Frühzeitiges Studium der Literatur hatte namentlich ein lebhaftes Interesse für das Theater in dem jungen Dichter erweckt, und vergebens rang die Mutter, diesen „sündlichen Hang“ in ihm niederzukämpfen, indem sie ihm den Besuch des Theaters verbot und seine Lectüre beaufsichtigte. Selbst als der berühmte Schauspieler Kunst in der Rolle des Hamlet auftrat, und die lebenswürdige Demoiselle Sunberg die Parthie der Ophelia übernahm, ließ sich die strenge Matrone zu keiner Ausnahme ihrer vorgeschriebenen Regel erbitten, und Gottfried mußte, während Shakespeare's geharnischter Geist über die Bretter ging, in Köhr's schlechter Predigerzeitung und Hengstenberg's pietistischen Jeremiaden Ersatz für den verwehrten Kunstgenuß suchen. Mehr noch, als die Mutter, wies Kinkel's Schwester Johanna das herbe Wesen protestantischen Separatistenthums. In stolzer Verachtung alles Weltlichen stieß sie alles nicht schlechtthin als religiös sich Ankündigende mit einer gesuchten Bitterkeit des Herzens von sich, ohne daß sie darum wirklich taub gegen die Regungen der Sinnlichkeit gewesen wäre. Ganz im Gegentheil fand sie vielleicht in dieser unnatürlichen Bekämpfung des Rein-Menschlichen und in stolzer Selbstquälerei jenen Reiz, den auch die katholischen Märtyrer und Heiligen so oft in Abtödtung und geißelnder Verhöhnung des sinnlichen Elementes gesucht

haben mögen. Auch auf ihre Umgebung suchte sie diesen Geist des Welthasses auszudehnen. Während des Wittwenstandes des Professor Heinrich wurden dessen Kinder im Kinkel'schen Hause erzogen. Johanna nahm eines Sonntag's eines derselben, das Lottchen hieß, mit in die Kirche, weil es gut sei, die Kleine früh an Gottes Wort zu gewöhnen. Während der Predigt schaute das fünfjährige Mädchen zu den vergoldeten Engeln empor, welche die Decke des Mittelschiffes verzierten. Nach dem Gottesdienste fragte Johanna ihre Pflegebefohlene: „Nun Lottchen, Was hast Du denn in der Kirche gethan?“

„Ich habe mir die goldnen Engel besehen.“

„So? Wie machtest Du das?“

Das Kind blickte unschuldig zur Decke des Zimmers empor, stürzte aber in demselben Augenblicke schreiend zurück. Johanna Kinkel hatte ihm einen gewichtigen Schlag in's Gesicht versetzt.

Am meisten jedoch litt der jüngere Bruder Gottfried unter der religiösen Tyrannei seiner Schwester. Täglich mußte er in der Ecke des Wohnzimmers niederknien, und gegen die Wand gekehrt zu Gott um ein besseres Herz beten. Was Wunder, daß dieser Geist einer pietistischen Askese auch theilweis auf den armen Gottfried überging, und seinen von Natur klaren, verständigen Blick mit dem Nebelflor einer irregeleiteten Weltentsagung umdüsterte?

Es war Frühling geworden. Schon lugten die blauen Veilchenaugen schelmisch aus dem grünen Grasgewinde hervor, und die rothen Samtblüthen des

Rußbaumes waren bereits aus den Fruchtkelchen herabgeweht. Es war ein schöner Sonnabendnachmittag, und die milden Lenzlüfte kräuselten sanft die Gewässer des Rheines.

Auf dem rechten Rheinufer, wo sich der Weg über das Fichtenwäldchen nach dem alterthümlichen hohen Siegburg hinzieht, schritten drei Wanderer rüstig vorwärts. Wir erkennen in ihnen unsere beiden Freunde, und der dritte, ein schmucker Jüngling mit langherabwallendem blonden Haar und tiefblauen Augen war ebenfalls ein junger Theologe, Richard Selbach, der mit Beiden im vertrautesten Verhältnisse stand. Gottfried sollte am morgenden Tage in dem entfernten Seelscheid für den alten Pfarrer predigen, und seine lieben Kameraden wollten ihn bei dem herrlichen Frühlingswetter eine Weile begleiten. Unter fröhlichem Gespräch gingen sie auf die lachende Sieg zu, und Paul erzählte jubelnd, daß ihm sein gütiger Vater erlaubt, noch den Sommer in Bonn zu verweilen, und dann zum Winter mit dem Freunde nach Berlin zu ziehen. Als sie an das Ufer der Sieg gelangten, kehrte Paul zurück, Richard jedoch ließ sich durch die malerisch vor ihnen ausgebreiteten mit frischem Grün bewaldeten Berghügel, die sich gleich der schimmernden Brust einer Jungfrau über der Fläche erhoben, verleiten, noch weiter mit dem Freunde zu wandeln, und sprang wohlgemuth in den schwerfälligen Kahn, der sie über den hellgrünen Fluß führte.

Selten erklimmen die muthwilligen Studenten von Bonn die Höhen um Siegburg, oder wandern

gar weiter in's Gebirge hinein. Zufrieden, das freundliche Städtchen erreicht zu haben, lassen sie es meist bei der begrenzten Aussicht vom Schlosse bewenden, das seit Jahren als Irrenanstalt benutzt wird, und suchen sich dann bei Wein und Ramsenspiel oder mit einem hübschen Landmädchen die Zeit bis zu ihrem Ausbruch am Abend so gut zu vertreiben, als es angeht. Die stolze Pracht des Siebengebirges ist nicht leicht Jemandem fremd, der in Bonn sich aufhielt; aber nur Wenige sind über Siegburg hinaus in das Bergische gewandert. Und doch bietet eine solche Fußtour viele Abwechslungen, und freundlich einladende Landschaften dehnen sich im lieblichsten Reize vor den überraschten Blicken aus.

Gottfried kannte diese Gegend genau; er wußte jedes heimliche Plätzchen, wo man ungeschaut selbst Alles übersehen konnte, jede idyllische oder romantische Stelle, die den Jüngling zur poetischen Betrachtung aufrief, und freudig zeigte er seinem Weggesellen all diese verborgenen Schätze der Flur, die ja dem angehören, der den rechten Sinn für sie mitbringt. Wenn der fromme Dichter auch manchmal die bezaubernde Natur als verderbt und selbst zum Verderben lockend verdammt, galt dieses Urtheil doch nur dem, was die Menschen entstellt und verbildet hatten, und hier im kofenden Hauche der freien Bergluft und dem heimlichen Rauschen der grünen Wipfel war er ganz wieder ein gutes seliges Kind an der liebenden Mutterbrust. Auch kannte er genau die Geschichte all dieser Orte,

an denen sie vorbeiwandelten, und erzählte von den Kämpfen der alten Zeit, wie die Siegburger dreimal waren belagert worden, und sich tapfer herumschlügen, wie der Ort ehemals starke Festungswerke besaß und noch jetzt die Spuren davon sich erhalten hatten. Dann jauchzte ihm das Herz, und er sehnte sich auch nach einer glorreichen Männerschlacht, aber es glühte in ihm nur ein dunkler Drang nach einer großen That, eine brennende Vaterlandsliebe und Freiheitslust, und am Ende verschwamm wieder all sein Denken in eine begeisterte Hingabe an Gott.

So kamen die Beiden unter anregendem Gespräch dahin, wo der Fußweg über ein Ackerfeld von dem Fahrwege sich links abwendet. Richard begleitete ihn noch auf die Höhe, und setzte sich mit seinem Freunde auf einen mit Moos und Flechten überwachsenen Stein. Drunten lag das Dorf, und neben dem einladenden Pfarrhaus erhob sich die herrlich gelegene Kirche, deren Spitze, von der untergehenden Abendsonne vergoldet, in leuchtender Gluth zu brennen schien. Die Bewohner führten die dampfenden Pferde von der Feldarbeit heim, und eine rothwangige Dirne schritt singend mit dem Melkeimer über den Hof im Thale.

Endlich reichte Richard seinem Freunde aufstehend die Hand und ging heimwärts, während Gottfried auf das Bergdörfchen zueilte, in dem er morgen das Wort vom Kreuze verkünden sollte.

Während er so einsam fortwandelte, ward es ihm plötzlich schwer um's Herz. Eine seltsame Bekommen-

heit ergriff ihn, daß er nun so ganz allein eintreten sollte in ein fremdes Haus, da ihn Niemand kannte. Mahnend blickte rechts vom Hügel die Kirche herab, und das Abendroth verglomm mäßig im Westen. Gottfried ward sehr ernst, er lehnte sich an einen Baumstamm und betete; aber die seltsame Angst ging nicht weg. Langsamer ausschreitend verlor er sich zwischen den Bäumen des links gelegenen artigen Wäldchens, und schnitt in die Rinde des zweiten Baumes gedankenlos ein kleines Kreuz. Dann faßte er sich, und ging herzhaft in das weißangestrichene Pfarrhaus, wo man gewiß längst Seiner harrete.

Er hatte sich unter seinem Wirth eine lange und hagere Gestalt gedacht, ähnlich den strengen und asketischen Bildern in Walter Scott's und Cooper's Romanen, und war sehr angenehm überrascht, als er einen Mann mit wohlwollendem und freundlichem, aber gebietendem Aussehen fand, der trotz seines Alters in ungebeugter Gestalt und frischer Kraft einhertrat. Neben ihm stand ein kleines, spindeldürres und hüftelndes Männchen, mit großer Meerschammpfeife und wollener Schlafmütze, dessen vergilbte Züge den im Schulstaube verschrumpften Handhaber der Birkenruthe verkündeten, und der, Schullehrer, Küster und Organist in Einer Person, die Kirchenlieder für den morgenden Tag holen wollte.

Pastor S — so hieß der würdige Seelenhirt — schritt, sobald er den jungen Theologen erblickte, freundlich auf ihn zu, und schüttelte ihm herzlich

die Hand. Nicht lange dauerte es, so war ein schmackhaftes Abendessen aufgetragen, und Gottfried fand im Gespräch mit dem muntern Alten bald seine volle Heiterkeit wieder.

Er lernte aus der Unterhaltung mit seinem Wirthe begreifen, wie dieser, abgeschlossen von allem Verkehr mit tiefer gebildeten Männern, doch in geregelter Thätigkeit ein fröhliches Alter verlebte. Die Universitätsstadt war gerade weit genug entfernt, daß ihr Beispiel nicht in das stille Dörfchen ihren schädlichen und zerstörenden Einfluß verbreiten konnte. Auf dem Lande sind die Menschen noch unverdorben und reiner von Sitten, namentlich auch religiöser. „Die ernste Andacht, mit der eine Dorfgemeine den Worten ihres Predigers lauscht,“ sagte der Greis, „erhebt sicherlich auch das Gemüth des Pfarrers höher, als der Anblick einer glänzenden Stadtkirche, deren Besucher ebenso sehr die Sucht zu sehen, als gesehen zu werden, hertrieb, und wo so manch' verstohlenes Zeichen der Langenweile den Prediger merken läßt, daß die Leute nicht um Seinetwillen zusammenkamen. In der Landkirche aber sieht er nur aufmerksame, oft von leiser Rührung bewegte Gesichter, und selbst die blühenden Dorfkinder manchmal eine Thräne mit dem weißen Schnupftuch abwischen, und das hebt ihm dann wieder die Brust, daß er sich hier als Mittler weiß zwischen dem Allmächtigen, der ihm sein helles Licht in's Herz strömen ließ, und zwischen der Gemeinde, die er zum Amen emporziehen soll.“

Erst spät begab sich Gottfried auf sein reinliches Schlafzimmer, und sprach vergnügt seinen Abendsegen: „Schlaft wohl Jeglicher, der mich liebhat, und der's nicht hat!“

Am andern Morgen aber hielt er neugestärkt und zur Erbauung der andächtigen Landleute eine herrliche Predigt über das Gleichniß vom ersterbenden Weizenkorne.

An der Landungsbrücke der Kölnischen Gesellschaft harrte die Menge der Reisefertigen. Schaufelnd und keuchend näherte sich das von Rauch geschwärzte Dampfboot „Marianne“ und legte unfern des Josephsthörchens an, während der rothbejackte Schiffsjunge die Schelle zog. Hastig wurden die aufgestapelten Kisten und Koffer unter dem Gedränge der Aus- und Einsteigenden an Bord getragen, und zum zweiten Mal läutete die große Schiffsglocke zur Abfahrt.

Unter den einsteigenden Passagieren bemerken wir die Familie des Oberschulraths Zeller, der von seinem Sohne Abschied nahm, den er in Bonn zurückließ. Auch an den in schmerzliche Träume versunkenen Gottfried Kinkel, der in heißem Kampfe die Thränen gewaltsam zurückhielt, richtete er freundliche Worte der Weisheit und Ermahnung. Aber der Jüngling überhörte seine Reden, und starrte in das schöne blasse Gesicht seiner Geliebten, die nun auf immer fortging.

Zum dritten Male schnitt der scharfe Ton der Glocke durch sein Herz, und drängte zum Abschied. Heiß preßte Gottfried die Hand des Mädchens, und flüsterte den Gruß: „Elise, leben Sie wohl! Ich darf nicht mehr sagen!“

Vernichtet, lautlos und ohne Thränen sah er das Dampfschiff abfahren, er lief ihm eine lange Strecke nach, und setzte sich endlich auf die Steinbank oberhalb Arndts Hause. Wie es nun so allmählig dahinschwand, und all sein Jugendglück auf dem stolz aufrauschenden Strome forttrug, da flossen seine Thränen heftig. In der trostlosesten Zerrissenheit lehnte er seine brennende Stirn an einen Weinspahl, und als nun auch der Rauch des Schiffes fern hinter seinem Geburtsorte entschwand, da entrang sich ihm der tiefste Seufzer: „Wehe, mein Glück ist dahin!“

Zimmer noch schaute der Jüngling gen Süden, als schon längst die letzte Rauchwolke im frischen Morgenwinde verschwommen war. Der wildeste Schmerz durchzuckte sein Hirn, und vergeblich suchte er heut' in der Religion den Trost, welchen er sonst im Gebete fand. Möglich trugen ihm die Lüfte den süßen Schall eines Wortes zu, das ihn hoch über allen Schmerz emporleitete. Sandte ihm ein Engel Tröstung ins Herz? Klang das Wort der Geliebten über die Berge zu ihm empor?

Paul war dem trauernden Freunde nachgeschlichen, und hatte ihn, von Jenem unbemerkt, beobachtet. Jetzt aber hatte er sich hinter ihm emporgerichtet, und

ihm in's Ohr geflüstert: „Diesen Kuß für meinen Gottfried!“

Freudig überrascht wandte dieser das Haupt, und Paul lag an seiner Brust. Ja, die Geliebte hatte im Augenblick des Scheidens dem sanften Bruder ihren ganzen Liebes Schmerz vertraut, und für den Verlassenen diesen Gruß aufgetragen, der ihn als freundlicher Stern durch's Leben geleiten sollte.

Gottfried hatte seinen Muth wiedergefunden, und zog den Freund zu sich nieder auf den steinernen Sitz.

„Siehst Du,“ sprach er, „wie schön uns der blaue Morgen anlächelt? O nun ist ja Alles gut! Die Gemüther haben sich gefunden, die Geister sich frei angeschaut. Dies süße Weh, diese schmerzliche Freude möchte ich nicht missen um der Welt Schätze!

— — und füllt uns auch der Knabe

Mit Gift den Kelch, wir segnen seine Gabe!

„Fester, als je, steht mein Plan, würdig und nicht ohne Namen mein süßes Lieb wiederzuschauen. Nicht mehr wird mich ihr Anblick laben, ihre Gegenwart segnen, ihr liebes Wort begeistern: so komme denn du, Sehnsucht nach der Entfernten, mit deinen milden Wonnethränen, mit deiner wehmüthigen Trunkenheit und deinen Träumen von zukünftigem Glücke! Wäre denn auch Alles Nichts, hätte es keinen Erfolg, und sollte meine Liebe unglücklich sein: — nun, es genügt mir, ein edles Mädchen geliebt zu haben, und von einer deutschen Jungfrau geliebt zu sein! Freudig schau' ich in die Zukunft, farbenhell malt sie mir meine

Liebe aus, und diese Liebe löschet nur mein Blut! Mag der kalte Verstand reden: mein Gefühl soll er mir nicht zerstören, und ich weiß es, meine Hohe, Einzige würde ich auch lieben als die Gattin eines Andern, wenn ich allein und verlassen in der Welt dastände. Denn nicht leibliche Vorzüge, sondern den Geist hab' ich erkannt und liebeglühend umfaßt! Der Leib vergeht, aber Phönix Geist ist ewig! Hoch hinauf den Blick und heiter vorgeschaut! Im Süden, im schönsten Gau des deutschen Vaterlandes lebt ein Leben, schlägt ein Herz dem meinigen verschwistert. Treue — und sie wird gelohnt! Nur das Eine soll fest stehen und unwandelbar, und soll auch nicht von den tobenden Wogen des Gefühls erschüttert werden, noch von den Zweifeln des Verstandes: — die feste männlichstarke und weiblichweiche Ergebung in Gottes allgütigen Willen! Gott, Dir ergeb ich mich!"

So sprach Gottfried noch lange mit sich selbst und mit Paul über seine Liebe. Dieser, welcher den kühnen Flug seines Freundes bewunderte, fürchtete dennoch für die Zukunft. Er bedachte, daß unser verdorbenes Zeitalter mit der Verdrehung aller natürlichen Begriffe auch die Erziehung und den Werth des Weibes so frevelhaft erniedrigt hat, und daß sich in Folge dieser Ansichten das Weib selten über die Stufen einer ersten, allgemeinen Bildung erhebt, sondern ihr Entwicklungsgang, meist mit dem vollendeten sechs- zehnten oder siebzehnten Jahre abgeschlossen, von dort an gewöhnlich eher eine rückwärtsgewandte Richtung

nimmt. Er theilte seinem Freunde diese Besorgniß mit, und meinte, daß Elise später Gottfried, wenn dessen geistige Ausbildung mächtig fortschritte, nicht mehr werde genügen können.

Der Jüngling stuzte. Bald aber überwand er die in ihm aufsteigenden Furchtgedanken, und sprach: „O nein! Diese Himmelsblüthe, die ja noch kaum ihre ersten Blätter aufgethan, duftet schon so süß. Wie, wenn die warme Maiensonne der Liebe oder der glühende Sommerstrahl männlicher Kraft ihre innern Kelchblätter entfaltet, wie muß dann erst Farbenglanz und Duft aus ihr hervorblühen! O wie könnte sie mir verloren gehen?“

„Mit einem Dichter freilich sollte man sich nie auf Vernunftgründe einlassen,“ sagte Paul; „immer habt Ihr ein Bild bei der Hand, und wenn es Nichts beweist, so klappt es doch, und wir stehen wehrlos da mit all' unserer Weisheit.“

„Und all' Eure Weisheit schützt Euch doch eben so wenig gegen die Launen des Lebens, als unsre lebenswürdige Thorheit,“ entgegnete Gottfried lächelnd, indem er aufstand und ein rheinisches Volkslied vor sich hinsang.

6.

Bevor der junge Kinkel um die Mitte des ver-
 gangenen Jahres die Familie Zeller kennen gelernt
 hatte, stand er ziemlich einsam im Leben da. Freilich
 verkehrte er mit manchen Jünglingen, so mit den
 Studenten Koch, Bleibtreu, Kreuz, Müller, Everts-
 busch, Marheineke und Anderen, allein dieser Umgang
 beschränkte sich mehr auf einen gelegentlichen Austausch
 wissenschaftlicher Ansichten oder gemeinsame Spaziertou-
 ren, als daß er den Charakter einer innigen Freundschaft
 getragen hätte. Eher verdiente schon diesen Namen
 sein Verhältniß zu Richard Selbach und Wilhelm
 Bögehold. Doch fand er auch in ihnen nicht ganz
 Das, was er suchte: beständige Anregung seiner Ge-
 fühl- und Geisteskräfte. So zog er sich denn ziemlich
 zurück, und lebte beseligt bald mit den Heroen, bald
 mit den Dichtern und Geisterfürsten aller Zeiten und
 Völker, ohne daß ihn diese Beschäftigung und die
 Gebilde seiner Phantasie den Schmerz der Einsamkeit
 und die Sehnsucht nach Liebe und Freundschaft ver-
 gessen ließen.

Durch seine Bekanntschaft mit der Zeller'schen Familie fand er, wie wir gesehen haben, die Erfüllung seiner Herzenswünsche. Aber es ward ihm auch zugleich der Verkehr mit der gebildeten Gesellschaft eröffnet, und sein neuer Umgang riß ihn aus seiner traumhaften Beschäftigung mit der Vergangenheit in eine reiche Gegenwart hinein, die ihn den Augenblick genießen lehrte, und seinem angeborenen Ringen nach Humanität einen mächtigen Stützpunkt verlieh.

Dabei trat freilich für ihn die Gefahr ein, er möchte sich universaliren. Er arbeitete nicht mehr so anhaltend und regelmäßig, wie sonst, wo er in einer Arbeit die Erholung für die andere gesucht hatte, sondern mehr gelegentlich, weil es ihm jetzt an eigentlicher Anregung zum Studium manchmal fehlte; aber im Ganzen und Großen gewann er an Bildung.

Der nachhaltige Einfluß des erwähnten Umgangs zeigte sich noch herrlicher nach Abreise jener Familie. Der Verkehr mit Paul und die gewonnene Erfahrung warnte ihn, wieder in die alte Einsamkeit zurückzufallen, und das Bild der Geliebten munterte ihn zu fleißiger Entwicklung seiner vielseitigen Anlagen auf. Es genügte ihm nicht mehr an der bloß äußerlichen formellen Bildung, sondern er fühlte den Drang, durch treues Studium der positiven Wissenschaften die Ansprüche zu befriedigen, welche er theils selbst an sich machte, und welche ihm theils von Anderen bereits waren eingeräumt worden.

So floß sein Leben im stillen Gleichmaaß einer geordneten Thätigkeit dahin. Kam dann die Nacht mit ihrem sanftbefriedenden Flügelschlage, und ließ des Tages Last und Hitze mäßig in seligem Traume verfluthen, dann stieg das Bild der Geliebten klar und milde vor seinem Geistesauge empor, und erweckte in ihm die tröstliche Hoffnung des Wiedersehens. Freilich war diese geheiligte Liebe nicht so stürmisch und schwärmend, wie seine frühere, aber sie wirkte dafür auch segnender auf seinen Bildungsgang ein. Würdig suchte er sich auf den gehofften einstigen Besitz Elisens vorzubereiten, und in freudigem Stolze pochte sein Herz, wenn er seine Bemühungen mit dem Beifall seiner Lehrer und Freunde gekrönt sah.

Bei so geregeltm Arbeiten war es erklärlich, daß seine Poesie ruhen mußte. Vielleicht ist auch die höchste Poesie wortlos. Ein angefangenes Trauerspiel „Praxäpes“ ward vorläufig zurückgelegt, und nur wenn Gottfried in seinen Mußestunden sich einmal in seine Lieblingschriftsteller vertiefte, erwachte in ihm die Begierde, mit Jenen den Wettkampf zu beginnen. Namentlich waren es Körner's Schlachtgesänge, die ihn mit ihrer glühenden Freiheitslust ergriffen und den Muth in ihm wachriefen, selbst den Flug auf die Höhen der Dichtung zu wagen. Oft stiegen in seiner Brust, wenn er noch um Mitternacht über einem alten Liederbuche hing, kühne Zukunftsgedanken auf von einem hohen Liede, das er dereinst der Welt singen wollte, aber noch ahnte er kaum all' die verborge-

nen Schätze seines Geistes, welche ein dornenvolles und reiches Leben im Lauf der Jahre zu heben bestimmt war. Noch ließ sich jenes Lied durch ein fröhliches Jugendträumen einschläfern, aber die Sehnsucht und der Schmerz dichteten es unermüdet fort, bis die Liebe es endlich voll aus der befreiten Seele hervorquellen hieß.

Die äußern Verhältnisse Kinkel's waren Nichts weniger, als glänzend. Sein Taschengeld war sehr gering, und das häusliche Leben in seiner Familie einfach und still. Schulden wollte der junge Student nicht machen, und obgleich er sich zur Ehre Gottes gern in der Entsagung übte, kam es ihm doch bisweilen hart genug an, sich aus Geldmangel so manches unschuldige Vergnügen versagen zu müssen, das er seine Freunde vor seinen Augen genießen sah. Auch zu wohlthätigen Zwecken fehlten seinem guten Herzen meist die erforderlichen Mittel, und das preßte ihm nicht selten Thränen in die Wimper.

Einmal dankte er inbrünstig seinem Gotte, daß er jetzt wieder ganze 10 Thaler besäße, aber am nächsten Morgen schreibt er in seinen Tagebuchnotizen: „Die 10 Thaler sind fort! Ich habe sie einem Freunde geliehen, der in Noth war, und bin nun selbst in einiger Verlegenheit. Doch es heißt ja: Trachtet am Ersten nach dem Reiche Gottes und nach dessen Gerechtigkeit, so wird Euch alles Solches zufallen!“

Jede Unordentlichkeit der Lebensweise war ihm verhaßt. Namentlich verabscheute er das Spiel und

die Unmäßigkeit im Trinken aus tiefster Seele. Als Paul einige Zeit nach der Abreise seines Vaters seine Arbeiten etwas vernachlässigte, und öfter mit seinen Kameraden sich beim Kartenspiel amüßte, erregte dies Kinkel's heftigsten Unwillen und schmerzlichste Besorgniß. Er nahm sich vor, alle Tage für Paul zu beten, und setzte dies Geschäft über ein halbes Jahr lang fort. Rindlich freute er sich, wenn Paul seinen Ermahnungen Gehör schenkte, und wieder fleißiger ward.

Auch das Tanzen hatte Gottfried seit seinen ersten Knabenjahren als sündlich betrachten gelernt. Ging er nun an einem schönen Sonntagnachmittage mit seinen Genossen auf ein nahegeleges Dorf, und war so recht seelenvergnügt und heiter in der Gesellschaft guter Menschen und der Umgebung einer herrlichen Natur, dann schnitt es ihm wie ein scharfer Mißlaut im schönen Einklang des Alls durch das Herz, wenn ihm plötzlich eine schallende Tanzmusik aus einer Bauernschenke entgegenklang, und oft flüchtete er sich aus einer lustigen Kirmes mitten in das Dunkel des Waldes oder auf die freien Gipfel der Berge, wo er dann langgestreckt, im Grase die bläulichen Rauchwolken aus seiner Thonpfeife in die frischen Lüfte hineinblies, indeß sich seine Gedanken über Zeit und Raum zu seiner fernen Liebe hinauffschwangen.

Von seinem religiösen Standpunkte sagte er damals selbst: „Von dem Hegelthum komme ich leider mehr und mehr ab; Rationalist zu sein ist mein höchster Wunsch, dabei bin ich jedoch zugleich Supranaturalist und Mystiker, nöthigenfalls sogar Pietist.“

So drängte ihn sein klarer Verstand unablässig zu einer vernunftgemäßen Auffassung der Theologie hin, während ein tiefes religiöses Gefühl und ein andachtglühendes Herz ihn eben so beharrlich in die wunderbaren Tempelhallen eines dunklen Wunderglaubens zurückzog. Allein diese Unklarheit seiner religiösen Begriffe beunruhigte ihn nicht; er sah dieselbe als nothwendigen Durchgangspunkt seiner Entwicklung an, und all seine Zweifel löste zuletzt friedlich seine begeisterte Frömmigkeit und seine endlose Hingabe an den Willen des Allmächtigen.

So verstrich fröhlich der Sommer, und die Zeit rückte näher und näher heran, wo Gottfried das elterliche Haus verlassen sollte. Er freute sich namentlich darauf, in Berlin große Geister und tüchtige Männer seiner Wissenschaft kennen zu lernen, und nur der Abschied von seiner Familie, namentlich von seiner Schwester, welche er die „Bessernde“ zu nennen pflegte — so groß war die Demuth des Jünglings, daß er sich eine solche Hofmeisterin gefallen ließ! — fiel ihm schwer auf's Herz.

Schon sahen die Trauben an den dunkelgrünen Weinstöcken der Hand des Winzers entgegen, als Gottfried eine Thräne des Scheidens auf der feuchten Wimper zerdrückte, und mit seinen erwartungsvoll der großen Hauptstadt zureiste.